

# Vom Arbeiten und Kranksein : eine Erinnerung an Peter Rosegger

Autor(en): **Ertl, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1922-1923)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666747>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Streifen und je einem dünnen Baumstamm begrenzt ist, sitzen auf rotgelber Bank die Greise in weißen Gewändern, die in reinem Grün, Hellblau und Gelb modelliert sind. Auf dem Boden violette Stellen und hellgrüne Pflänzchen. Das Fleisch ist gemalt in reinen Nuancen von Gelb und Blau, von Rot und Grün. Die greisen Haare tragen grüne und violette Schatten, in den schwarzen Bärten liegen hellgrüne Lichter. Farbige Konturen grenzen die Körper gegen den Hintergrund ab. Das Prinzip komplementärer Farbenbegegnung ist in fast voller Reinheit ausgebildet.

Mit Erstaunen bemerkt man, daß die Leinwand, obwohl von derselben Größe wie bei den „Enttäuschten“, hier höher, aber kürzer wirkt als dort. Die vielfachen Vertikalen streben aufwärts und scheinen den Bildrahmen zu heben. Diese Männer sterben nicht gern, aber willig. Das Ende des Lebens ist erreicht, seine Höhe überschritten. Sie gehen zur Ruhe wie die Tiere und werden demnächst sich in die Einsamkeit begeben, um dort zu sterben.

Nicht ohne Absicht erinnern wir hier erst an die Pariser Eindrücke, die zweifellos Komposition und Farbigkeit der Bilder mitbestimmt haben. Wir wissen von der Logik seiner Entwicklung, und von der „Nacht“ führt der Weg über die Landschaften und Porträts auch zu diesen beiden Bildern, ohne daß der Faden reißt. Aber das Tempo, das wir als zögernd und bedachtam kannten, wurde plötzlich zum Presto. Es ist von unleugbarer Bedeutung für ihn gewesen, daß er in Paris zur rechten Zeit dekorative Leistungen der Zeitkunst im Neoimpressionismus zu Gesicht bekam. Aber die Farbigkeit der „Lebensmüden“ und „Enttäuschten“ ist nichtsdestoweniger sehr persönlich erlebt. Godler hat die beiden Bilder auf dem Dach seiner Wohnung im hellsten Licht gegen eine weiße Mauer gemalt.

Bis zur „Nacht“ erscheint der weibliche Akt im Frühwerk Godlers nur ein einziges Mal. Und da ist es jene Frau, die wir aus seinen Familienbildern kennen, und bevor sie ihm den Sohn gebar. Eine Malerei von so feuchter Stumpfheit der Töne, von so edlem Fluß des Umrisses, daß wir empfinden, wieviel mehr ihm dieses Modell war als nur ein Weib. War es, was dem Charakter des alemannischen Stammes nicht selten eignet, eine gewisse sexuelle Schamhaftigkeit, kleinbürgerliche Befangenheit, oder waren es nur taktische Bedenken gegenüber dem puritanischen Genfer, die ihn den weiblichen Ganzakt so lange vermeiden ließen? Jedenfalls hat er jenes schöne Bild, das um 1885 entstanden ist und dem Maler wohl Ehre gemacht hätte, nie ausgestellt.

Aber wir wissen genug von Godlers menschlichen und künstlerischen Nöten, seinem Gang zum Abstrakten und dem Pessimismus seiner Weltanschauung, daß wir begreifen, wie wenig die Formen des weiblichen Körpers damals dem Ausdruck seines Innern zu dienen geeignet waren. Erst die Krise von 1890 und die große seelische und künstlerische Erneuerung, die sie zur Folge hatte, befreiten sein Wesen auch von diesen Schranken.

Im Jahre 1892 malte er jenes schöne blonde Modell als Akt in der Vorderansicht gegen einen grünen Wiesenhintergrund. Das Bild trägt den Titel „Das Aufgehen im Akt“ und sieht im Motiv dem „Zwiegespräch mit der Natur“ aus dem Jahre 1884 so ähnlich, daß man annehmen muß, Godler habe bewußt ein Gegenstück dazu malen wollen. Auch die gegenüber der ornamentalen Gestaltung der beiden vorausgehenden großen Bilder wieder stärker betonten imitativen Tendenzen lassen darauf schließen, daß ihm die Bildidee nicht erst in diesem Jahre kam.

(Schluß folgt.)

## Vom Arbeiten und Kranksein.

Eine Erinnerung an Peter Kosegger von Emil Ertl.

(Schluß.)

Ist es nicht begreiflich, daß gegen den siebzigsten Geburtstag Koseggers die Ermüdungserscheinungen überhand nehmen, die Anzeichen eines herannahenden Greisentums sich häufen? Tatsächlich drohte um diese Zeit im Kampf zwi-

sehen Arbeit und Kranksein eine erschöpfte Schaffenskraft den körperlichen Übeln das Feld zu räumen und den Waldheimat-Poeten, dessen Lebensatem das dichterische Gestalten war, der Untätigkeit und damit einem hoffnungslosen

Siechtum preiszugeben. Da kam dem seelisch bedrängten Dichter sein großzügiger und weitblickender Verleger, Alfred Staackmann, zu Hilfe und stellte ihn vor neue Ziele, indem er ihn bei einem persönlichen Besuch in Krieglach zu einer Arbeit ermunterte, der seine Kräfte eben noch gewachsen waren. Der förmlich von Jubel erfüllte Brief, in dem Kosegger mir mitteilte, mit welcher Freude er die gebotene Anregung aufgriff, möge als dauerndes Denkmal eines idealen Verhältnisses zwischen Autor und Verleger hier Platz finden.

Krieglach, 31. August 1912.

„Lieber Freund!

Staackmann hat mir etwas höchst Unerwartetes mitgebracht, eine große jahrelange Arbeit. Die Erfüllung eines heimlichen Wunsches, den selbst auszusprechen ich nie dreist genug gewesen wäre. Staackmann hat den Entschluß gefaßt, von meinen Büchern eine neue Ausgabe zu drucken, die ich redigieren, nach Belieben ändern, einteilen, korrigieren werde! Also alle 50 Bände noch einmal durcharbeiten, sie so machen, wie ich wünsche, daß sie gemacht wären. Die Fehler, die ich einsehe, verbessern, so weit es möglich. Das ist wohl das letzte Glück meines Lebens, ich will es ehren und nützen, so weit es mir gegönnt ist. Für den armen Körper wird sie wohl eine strenge Belastungsprobe sein, diese vierjährige Arbeit; aber seelisch fühle ich mich in ihr so, wie die Forelle sich im frischen Gebirgswasser fühlen mag. Seit 14 Tagen tue ich außer ein bißchen Kranksein nichts, als an der neuen Ausgabe arbeiten, und es wird eine lange Zeit (außer ein paar Freunde) nichts für mich vorhanden sein. Kein Buch, keine Zeitung, kein Theater, keine Korrespondenz, nichts, bis meine Aufgabe so gelöst ist, als ich Armer sie zu lösen im Stande bin. Denke Dir: Vier Jahre lang Kosegger lesen! Hat so etwas Übermenschliches je einer geleistet? — Aber den Stift in der Hand, ist es erträglich. Obwohl es nach Staackmann eine gesamte Ausgabe werden soll, streiche ich mindestens 10 Bände durch, und das übrige wird halt noch einmal der Lesewelt zugemutet, aber um billigen Preis. Ich sehe nichts, als das Glück, die Sachen noch einmal durchzuarbeiten unter einem einheitlichen Plan. Ich werde die Jugend stehen lassen, wie sie steht, und sie nicht mit der Würde des Greises messen; aber so wie den Flöhen in einem Umbett, so werde ich den Geschmacklosigkeiten nachjagen,

dann den unkünstlerischen Tendenzen, Sentimentalitäten und so weiter. Ich glaube, das verlohnt sich einer letzten Robot. Und dazu, Freund, möchte ich jetzt noch einmal leidlich gesund sein.

Ich habe Dir's doch schreiben müssen, so bewegt bin ich von der Sache. Meine Familie fürchtet die Überanstrengung, ich hoffe, daß die neue Pflicht mich erfrischen wird.

Und Du! Und Ihr! Außer was Staackmann und Sommerstorff erzählt, erfahre ich nicht viel von Euch. In wenigen Wochen werden wir ja wieder einander nahe sein auf einen Kilometer. Dann wirst Du — an mir Dir ein Beispiel nehmend — mir doch erzählen, was Dir der Sommer gebracht hat.

Auf Wiedersehen!

Dein alter

Peter Kosegger.“

Die Sorge der Familie, die Überanstrengung befürchtet hatte, erwies sich zum Glück als unbegründet. Die Hoffnung Koseggers ging in Erfüllung, die neue Pflicht erfrischte ihn.

Von da an fand ich den Dichter, so oft ich ihn besuchte, damit beschäftigt, den Bleistift in der Hand, sich selbst zu lesen. Gleichsam mit Peitsche und Zuckerbrot stand er den alten Texten gegenüber, bald mit Härte zusammenstreichend, bald mit Nachsicht und Milde bessernd, ausgleichend, seine eigene Jugend schonend und nur das allzuwild flatternde Haar gelegentlich ein bißchen durchkämmend und scheitelnd. Die Arbeit verjüngte ihn selbst. Man denke! Sein ganzes langes, schaffensreiches Leben durfte er noch einmal erleben, aus jeder Seite wehten ihm Erinnerungen früher Tage und besserer Zeiten entgegen und beschwingten den Kunstverstand des Alters mit den wärmeren Stimmungen und fröhlichen Herzsclägen seiner zurückliegenden Epochen.

„... In meiner großen Korrekturarbeit, bei der ich seit acht Wochen sitze, habe ich einige Bände schon fertig. Aber die Arbeit wird vier bis fünf Jahre dauern. Jetzt möchte ich erst gerne wieder leben. Jetzt sehe ich erst, wie lieb ich meine Bücher hab, auch die mißratenen...“ (Krieglach, 13. Oktober 1912).

Der Dichter hatte seine Arbeitskraft eher unter- als überschätzt. Schon Frühjahr 1916 meldet eine Zeile von seiner Hand die nahe bevorstehende Vollendung:

Graz, 20. April 1916.

„Lieber Freund!

Herzlichen Oftergruß! Eine Freude hast Du mir gemacht mit der Mitteilung über Deine neue Arbeit. Ich werde in wenigen Wochen mit meinen „Gesammelten Werken“ fertig. Dann fangen wir halt wieder von vorne an.

Dein Rosegger.“

Also ungefähr, wie er es berechnet hatte, ziemlich genau vier Jahre, von halben August 1912 bis etwa halben Mai 1916 nahm diese Ausgabe letzter Hand den Waldheimat-Dichter in Anspruch. Hätte er doch länger damit zu tun gehabt! Diese Arbeit, deren Schwierigkeit und Umfang man erst recht ermüßt, wenn man die verschiedenen Ausgaben miteinander vergleicht, hatte Roseggers Gedanken diese vier Jahre hindurch voll beschäftigt, ihn mit dem Segen einer geregelten pflichtmäßigen Tätigkeit begnadet und ihm das Gefühl eingeflößt, noch etwas leisten zu können. Und dadurch hatte sie ihn auch aufrecht erhalten, mitten im nervenzerstörenden Kummer der Kriegsnöte, trotz anhaltender Kränklichkeit und zehrender Unterernährung. Mit dem letzten Federstrich, den er an der vierzigbändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke“ tat, überkam ihn die Empfindung, daß sein Lebenswerk und damit sein Leben selbst abgeschlossen sei.

Noch einmal hatte Arbeit über Krankheit gesiegt und sie gezwungen, sich den Notwendig-

keiten des dichterischen Schaffens unterzuordnen. Nun brach er hilflos zusammen.

„... Mein Befinden ist schlecht, so schlecht wie noch in keinem Sommer...“ (Krieglach, 13. August 1916).

Die kaum zwei Jahre, die ihm noch vergönnt blieben, sind nicht ganz ohne Lichtpunkte und hoffnungsvolles Aufflackern gewesen. Im ganzen aber gleichen sie einem langsamen und sich selbst bescheidenden Verlöschen. Wenn nicht im Schreiben und Schaffen, gab es für ihn überhaupt kein Leben. Um dieses Leben rang er in heißer Not, so lange noch ein Funke Kraft in ihm war. Und wenn irgendwo nach einem Schulbeispiel gesucht würde, daß der Geist sich wirklich den Körper erziehen, die Seele auch einen hinfalligen Leib unter das Gebot ihres Willens zwingen könne — in Peter Rosegger steht es für alle Zeiten restlos verwirklicht da, ein Vorbild für jedermann. Und ein Schulbeispiel für den Segen der Arbeit.

Möchten doch die Unzähligen, die an Untätigkeit und Mangel seelischer Ziele krank sind, an seinem Vorbild genesen! Und möchten jene Schichten des arbeitenden Volkes, seien es Hand- oder geistige Arbeiter, die ihr Los gleichsam im Sinne des „Sündenfalls“ (1. Mose 19.) manchmal als Fluch und Strafe zu betrachten geneigt sind, am Beispiel des Steirischen Volksdichters sich überzeugen, daß es außer dem sozialen auch noch einen persönlichen Weg gibt, stärker zu sein als das Schicksal.

### Es rägelet.

Es rägelet lis a mis Fänster  
 Und Tröpfli rünnest durab.  
 I siße dernäbe und danke  
 Na zugg ane frisches Grab. —  
 Da rägnet's au ännest dem Fänster,  
 Es tröpfelet lis i min Schoos.  
 Wo findi ächt hüt echli Sunne?  
 En einzige Strahl weßt i blos! —  
 Da pöpperlet's lut a der Türe  
 Und „Müelkt!“ tönt's fröhli zu mir.  
 Seht rägnet's halt nu na verrusse,  
 Und d'Sunne stahst scho i der Tür! —

M. Pfeiffer-Surber.